

Die Puppe

Es war eine dieser um die Jahrhundertwende gebauten grauen, schmutzigen, durchlöcherten Häuserfassaden eines Hinterhofes, wie sie uns trotz der Zerstörung im zweiten Weltkrieg erhalten geblieben sind. Wie früher wohnten noch immer hinter den blinden Fenstern dieser Fassaden ohne jeglichen Sonnenstrahl arme Leute, Greise und Kinder, Arbeiter, kleine Angestellte, Rentner.

Einer dieser Rentner hieß Ernst Mering. Er war über siebzig Jahre alt. Seine Beine wollten fast nicht mehr. Alle zwei Tage ging er zum Einkaufen. Den ganzen Tag über saß er an dem einzigen Fenster, das er gemietet hatte, und schaute in diesen Hinterhof, der sein Leben, seine Umwelt, seine Welt war. Dankbar seufzte er auf, wenn sich hinter einem dieser Fenster, die ebenso blind waren wie seines, etwas bewegte.

Seit vierzehn Tagen war sein Leben völlig anders geworden. An dem Fenster, das seinem gegenüber lag, waren weiße Gardinen aufgezogen worden. Sie nahmen sich in der schwarzen Mauer mit den grauen Fensterlöchern wie eine Verheißung aus. Und dann kam das, was der alte Mering wie ein Wunder, wie einen Vorboten des Paradieses ansah. Zwischen den weißen Gardinen erschien ein Kindergesicht, das Gesicht eines kleinen Mädchens. Und vor diesem Gesicht erschien eine Puppe in einem roten Kleid. Das war der erste Farbfleck in diesem Hinterhof seit zwanzig Jahren, seit der alte Mering tagtäglich zu seinem Fenster hinaus in diesen Hinterhof starrte.

Und eines Tages fand er in einem Laden ein rotes Papier. Es war teuer. Aber er kaufte es. Aus diesem Papier schnitt er unbeholfen die Konturen einer Puppe aus und klebte diesen Scherenschnitt an die Scheibe seines Fensters, das seit zwanzig Jahren niemand geputzt hatte.

Am zweiten Tag schon geschah das neue Wunder. Die Puppe hinter dem Fenster mit den weißen Gardinen winkte. Der Alte erschrak vor Freude. Aber nach einer Viertelstunde, als die Puppe noch immer winkte, öffnete er sein Fenster und winkte zurück. Das Fenster drüben blieb geschlossen, aber die Puppe winkte mit beiden Armen.

In dieser Nacht träumte der alte Mering von seinem Kind, das vor neunundvierzig Jahren mit seiner Frau im Kindbett gestorben war. Als er aufwachte, war sein Gesicht naß. Er ging sofort ans Fenster. Drüben zwischen den weißen Gardinen saß die Puppe und hatte beide Ärmchen in die Höhe gestreckt.

Am Nachmittag blieb dem Alten fast das Herz stehen. Die Puppe war verschwunden. Aber er erschrak erneut, als es an seiner Wohnungstür klingelte. Er rührte sich nicht auf seinem Stuhl. Es klingelte wieder und wieder. Endlich schlürfte der Alte zur Tür. Draußen stand die Puppe. Das heißt, für den Alten stand dort die Puppe. In Wirklichkeit stand dort ein kleines Mädchen und hielt die Puppe in erhobenen Händen.

Und dann ging alles sehr schnell. Der Alte kam kaum mit.

„Du bist Onkel Mering?“

„Ja“.

„Meine Puppe Lotte und ich werden jetzt für dich sorgen, weil niemand für dich sorgt, hat meine Puppe Lotte und meine Mutti gesagt. Ich komme jetzt jeden Tag und räume bei dir auf und kaufe dir ein. Lotte laß ich dir hier. Sie wird auf dich aufpassen. Hast du auch ein Bett für sie?“

„Ja“.

„In deinem Bett soll sie mit dir schlafen?“

„Ja“.

„Dann müssen wir es aber ein wenig besser herrichten“.

Das Mädchen war schon am Bett und zog das Laken gerade, schüttelte das Kissen auf.

„Du darfst sie aber nachts nicht drücken. Lotte verträgt das nicht“.

„Ja“.

„Ich komme morgen früh wieder“. Das Mädchen legte die Puppe ins Bett des Alten, küßte sie auf den Mund, stieg auf die Knie des alten Mering, küßte ihn auf die Wangen und lief zur Tür.

Der alte Mering saß den ganzen Tag auf dem Stuhl und schaute auf die Puppe im Bett. Manchmal sah er deutlich, daß die Puppe Lotte ihr Gesicht ihm zuwandte und lächelte, manchmal sah er seine Frau im Bett liegen und manchmal sein Kind, das nie einen Namen erhalten hatte.

Am nächsten Morgen mußte man die Tür zur Wohnung des alten Mering aufbrechen. Das kleine Mädchen wollte ihn und seine Puppe besuchen. Im Bett lag der Alte. Er lächelte und war tot. In seinem Arm war die Puppe Lotte gekuschelt. Auch sie lächelte.

TOGWARK *Engelbert Bach*

Sa sen schwarz
im Kalandar,
dia Togwarkstog.
Ab und zua tröst uns
a rota Zahl.
Des kummt sou brav
über uns,
wia dia Krenk
und as Olter
und as geht jäids
Johr
schnaller.

Doch wos een
Frääd mecht:
as Nexton,
as Schpieln mit dia Finger,
as Singa ohna Wörter,
as Sammln von
Schtee und Kafer,
von Eifäll und Gababbl
wär blos nutzlos Zeuch.

Und nachn Tod
wöllet eener wiß,
wos mer gatan hat
mit Maß und Gewicht,
mit Schteuern und Zinsn,
mit Pflicht und Talent.

Wia mer
dia Walt aufn Koupf
gschtellt ham.
Wia mer
ihrer Schlich
auf dia Schpur kumma sen,
wia mer der Zeitn
unner sautolls
Gsicht gam ham.

Und nachn Tod
wöllet des eener wiß!
Hetzet denk i
olla Tog,
wia i amol dan,
wua des wiß will,
auskumm!

In unterfränkischer Mundart. Aus: Es bleit kee Bee unterm Tisch. Verlag Siegfried Greß, Marktbreit.